

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 193.

Sonntag, 26. Juli.

1931.

Derby / Roman von Ernst Klein.

(14. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Sie lachte nicht, denn sie nahm seine Worte als so etwas wie einen Vorwurf. Hatte sie selbst doch geredet und gedrängt, daß er sein Prinzip in die Schublade warf und wettete. Auf der anderen Seite war sie glücklich darüber, daß er sich so offen zu ihr aussprach.

„Haben Sie denn das Derby schon verloren?“, rief sie. „Und — und — es ist vielleicht unfindlich und entspricht nicht dem Sinne des vierten Gebotes — aber ich wünsche Ihnen, daß Sie es gewinnen. Mein Herr Papa muß nicht alles Geld einstecken, das auf der Welt einzustecken ist.“

Er streckte ihr über den Tisch die Hand hin, und sie schlug ein. Ihr Herz begann zu klopfen.

„Sie sind ein guter Kamerad, Edith“, sagte er, „Sie wissen, wie ich es meine, wenn ich auch nicht viel Worte machen kann.“

Sie sah ihn nicht an. Das Wort Kamerad war wohl so gemeint, wie er es sagte, aber gerade deshalb tat es ihr so weh. Kamerad? Nur Kamerad?

Die Stimmung war da. Dunkel wurde es, langsam, und über dem See kam der Mond herauf. Still war es, ganz still. — Edith hörte das Klopfen ihres eigenen Herzens, und — und — warum hielt er immer noch ihre Hand fest? Die Kameradschaft brauchte doch nicht noch extra besiegelt zu werden? Wozu denn? So ein eigenes Gefühl strömte durch seine Hand zu ihr herüber, beunruhigend, verwirrend —

„Edith“, hub er wieder an, „ich weiß nicht, wie ich Ihnen je danken soll — — —“

„Oh — — —“
Aus diesem Oh wurde ein Seufzer, so tief und so schwer, daß Reiffenberg darüber erschrak, um den Tisch sprang und sich tief zu ihr hinunterbeugte. „Was haben Sie, Edith? Was haben Sie?“

Ein zweiter Seufzer und dann — dann — das alles, was sie in den letzten Wochen erlebt hatte, die Angst, der Kampf um das Kind, das Bewußtsein, mit dem Manne, den sie liebte, unter einem Dache zu sein — das alles vermengte sich jetzt mit dem Gefühl des Augenblicks. Weh wurde ihr und wohligh zugleich. Etwas schoß in ihr empor und wollte jubeln.

„Edith — —?“ Ganz tief hatte er sich zu ihr herabgebeugt. Sie spürte seinen Atem auf ihrem Haar, seine Hände lagen auf ihren Schultern. „Edith — so sagen Sie doch, was Sie haben!“

Sie hob die Augen zu ihm empor. So dunkel es war, so sah er doch, wie es in ihnen leuchtete und funkelte. Er zog sie langsam zu sich empor, und sie hatte nicht Kraft, sich zu wehren. Es ist ja Wahnsinn, knirschte sie im Inneren, die andere — — — Aber da fühlte sie seine Lippen auf den ihrigen, und all die mädchenhafte Schen, ihre Eifersucht zerschmolzen. Sie schloß die Augen, hielt den Atem an und ließ sich küssen.

Als sie dann später in ihrem Bett lag, hielt sie sich eine furchtbare Strafpredigt. In ihr glühte und brannte noch alles, aber ihr Kopf war klar geworden. Ich muß morgen in die Stadt zurück, sagte sie sich. Ich kann doch jetzt nicht mehr hier bleiben. Die andere —

Und am nächsten Tage fuhr sie tatsächlich nach Berlin zurück.

18.

Reiffenberg ließ sie ziehen. Machte nicht den geringsten Versuch, sie zu halten, und sie war ihm dankbar dafür, daß er den Takt und die Discretion besaß, aus der einen Minute völliger Vergessenheit sich nicht Rechte abzuleiten, die sie ihm nicht zugestehen konnte, vor allem nicht zugestehen wollte, solange die andere — eben die andere da war. Tief in der Brust saß ihr das Bewußtsein, daß die Schlacht halb gewonnen war. Das Kind war im Kampfe um einen Mann wie Reiffenberg ein Bundesgenosse, dem selbst die Reize und Künste einer Kitty Roy nicht standhalten konnten. Sie nahm es als selbstverständlich an, daß es diese waren, die Reiffenberg noch an die schöne Frau fesselten.

Sie konnte ja nicht wissen, daß dies nicht der Fall war. Daß er nur deshalb nicht mit fliegenden Fahnen zu ihr übergang, weil er sich Kitty Roy gegenüber für verpflichtet hielt. Der Rausch, in den ihn die Ungarin geworfen, war langsam, ganz langsam, aber doch stetig verdampft. Ruhiger wurde er, nüchterner, und begann so manches zu sehen, was ihm bis dahin verborgen geblieben war. Dazu wurde er es müde, sich mit dem Geheimnis abzuquälen, das sie hatte und nicht preisgeben wollte. Er machte die Erfahrung durch, die so viele seiner Geschlechtsgenossen vor ihm gemacht haben und so viele nach ihm noch machen werden — es ist leichter, ein Liebesverhältnis einzugehen, als zu lösen. Für brutale, rücksichtslose Männer ist es allerdings eine Kleinigkeit, doch Joachim Reiffenberg war nicht brutal, war nicht rücksichtslos. Er war das, was man einen anständigen Kerl nennt, war ehrenhaft und hatte ein Gewissen. Schwer kämpfte er mit sich und gab sich alle Mühe, Kitty nichts von dem ahnen zu lassen, was in ihm vorging.

Er war eben ein schlechter Frauenkenner, war einer Frau wie Kitty Roy absolut nicht gewachsen, die durch ihn hindurchblickte wie durch einen von hundert Bogenlampen durchleuchteten Glaschrank. Und sie wollte ihn nicht verlieren. Was auch hinter ihr lag, diesen Mann liebte sie, wie sie noch keinen geliebt hatte. An ihm wollte sie wieder gesund werden. Er war ihre Hoffnung auf das Bessere, auf die Wendung. Frei wollte sie durch ihn werden von ihrer Vergangenheit — — —! Und da mußte sie sehen, wie er langsam ihr entglitt. Aber wenn er erwachte, wenn die Reaktion kam, fühlte sie, daß er weiter von ihr war als vorher. In ihrer Verzweiflung erkannte sie dann, daß es nur ein Mittel gab, ihn festzuhalten, trotzdem sie sich gar keiner Täuschung mehr darüber hingab, daß er ihr nicht mehr gehörte. Klug genug war sie gewesen, ihm während der Zeit, da Edith sein krankes Kind pflegte, keinerlei Eifersuchtsjzenen zu machen. Ein einziges böses Wort — Gott allein weiß, wie oft ihre Zunge voll war von Gift und Zorn —, und sie selbst hätte noch das letzte Band zerrissen, an dem sie ihn hielt. Aber jetzt, da die Sorge von ihm genommen war und die gefährdete Rivalin nicht mehr in seinem Hause weilte, glaubte sie die Zeit gekommen, den Schlag zu wagen.

Er, von seinen Gewissensbissen gequält, kam ihr dabei zu Hilfe. Mehr als einmal hatte er sein Angebot

wiederholt, sie zu heiraten. Das erste war ihm entsprungen aus der Glut der Leidenschaft heraus, auch das zweite, vielleicht das dritte noch, aber dann — dann war es nur mehr das verzweifelte Bestreben, sich vor ihr und sich selbst zu rechtfertigen, das ihn immer wieder auf die Heirat zurückkommen ließ.

Kitty war Reiffenberg ausgewichen. Einmal scherzend, einmal ernsthaft. Jetzt aber griff sie nach diesem Gedanken als dem einzigen Mittel, das sie vor dem Verluste Reiffenbergs zu schützen vermochte. Wie ihre Ehe später wurde, das war ihr gleich. Sie war erfahren genug, sich darüber keine Illusionen zu machen, daß der Mann, durch seine eigene Ehre gezwungen, einer Frau seinen Namen gibt, nicht das Ideal eines Ehegatten werden kann, selbst wenn er so anständig, so ehrlich war wie Joachim Reiffenberg. Der Zwang war eine Fessel von vornherein, mußte dann zur Qual werden, nicht nur für ihn, sondern auch für sie. Doch das wollte sie riskieren. Noch mehr wollte sie in Kauf nehmen, wenn sie ihn nur behielt. Wenn sie ihn nur an sich fesselte, ehe Edith Marvin härter wurde als sie und seine Strupel.

Um ihn aber heiraten zu können, mußte sie sich von dem Manne freimachen, dessen Schicksal sie geworden war — von Barady!

Jetzt, da die Saison wieder im vollen Gange war, und das Derby herankam, sah sie nicht viel von ihm. Den Vormittag über war er auf der Bahn, und selbst am Nachmittag trennte er sich nur schwer von seinen Pferden. Auch für ihn war dieses Derby mehr als ein bloßer Sieg in irgendeinem Rennen. Für ihn war dieses Derby die Wiederherstellung seines guten Rufes, der Strich unter seine unglückselige Vergangenheit. Deshalb schob er für diese Zeit alles andere hinter sich, selbst die Gedanken an Kitty Ron.

Um so überraschter war er, als sie eines Tages bei ihm auf der Rennbahn erschien. Er hatte gerade eines ihrer eigenen Pferde in der Arbeit, aber sie zeigte nicht das geringste Interesse für die Fortschritte ihrer Stute.

„Janos, ich muß dich sprechen“, rief sie ihm schon von weitem entgegen, als er das Pferd abstoppte und langsam zu ihr hinfuhr. Nabel hatte bereits ihr Arbeitspensum hinter sich, also ließ Barady sich bereit finden, anzuhören, was Kitty ihm zu sagen hatte.

Die Bahn war voller Trainer, Besitzer und Sportliebhaber. Sowohl auf der Hauptbahn wie auf der Trainerbahn trabte ein Pferd hinter dem anderen —, also nicht der richtige Platz und nicht die richtige Zeit für eine geheime Unterredung. Barady führte sie daher etwas abseits zum Teehause, das jetzt am Vormittag öde und verlassen dalag. Er sah, daß sie aufgeregt war, ihre Nerven nur mit äußerster Anstrengung im Zügel hielt. Ihre Lippen zitterten und in ihren Wangen flammte eine heftige Röte.

„Ich bin herausgekommen“, schnellte sie los, kaum, daß sie allein waren, „um dich zu bitten, daß du mich freigibst, Janos.“

Er mochte wohl so etwas Ähnliches erwartet haben, denn in seinem braunen Gesicht zuckte nicht die kleinste Muskel. Stumm schritt er neben ihr her, die sich vergebens bemühte, ihre Aufregung zu meistern, die Worte zu finden, in denen sie ihm ihre Bitte vorzulegen sehen konnte, ohne ihn gar zu tief zu kränken.

„Du weißt, Janos, ich habe alles mit dir geteilt. Ich bin mit dir gegangen, ich habe dir meinen Namen geopfert — nein, es war kein Opfer, denn ich liebte dich, fühlte mich zu stark verpflichtet für das, was du für mich getan hast. Aber jetzt — Janos — schilt mich leichtsinnig, oberflächlich, treulos, ich kann nichts dafür, denn alle diese Gefühle sind stärker als wir selbst. Ich liebe heute Joachim Reiffenberg. Er hat mich gefragt, ob ich ihn heiraten will — —.“

Zum ersten Male zeigte sich in Barady so etwas wie Leben. „Hat er das wirklich?“, fließ er zwischen den Zähnen hervor.

„Ja! Ich sage dir, sogar mehr als einmal. Ich habe sein Anerbieten bis jetzt immer zurückgewiesen, mit Rücksicht auf dich, Janos. Wenn ich auch dasselbe Ge-

fühl nicht mehr für dich habe wie früher, so gehöre ich doch dir durch das, was ich dir schulde — für Wien. Ja, auch nicht die Nabeln, es ist so. Das ist ein unzerreißbares Band, Janos, aber ich bin unglücklich dabei. Gib mich frei!“

Er antwortete lange nicht. Mit dem Blick zu Boden stand er da, regungslos. Doch das täuschte sie nicht. Kannte ihn zu gut, um nicht zu wissen, daß er hinter dieser steinernen Ruhe die Leidenschaft niederhielt, die wie ein Wirbelsturm in ihm raste. Er liebte sie, hatte ihr das bewiesen damals in Wien. Hatte ihr das Beste geopfert, was ein Mann einer Frau opfern kann — seine Ehre. Weil er sie mehr noch liebte als die Pferde und seinen Ruf. Und jetzt kam sie und verlangte, er sollte sie freigeben? Wie konnte er das? Für den sie alles war!

„Janos, Janos — —!“, flehte sie.

Ohne den Blick zu ihr zu heben, sagte er langsam: „Ich werde es mir überlegen, und du, Kitty — überleg's dir auch!“

Mehr konnte sie nicht aus ihm herausbringen, und von Angst und Sorge und Zweifel erfüllt, kehrte sie in die Stadt zurück.

Am nächsten Tage kam Marvin auf die Bahn, um die Arbeit seiner Pferde zu besichtigen. Aber als er Barady, der hinter Maitöng sah, erblickte, verlor er auf einmal sein Interesse für seine eigenen Pferde. Er packte ihn ab, als er seinen Hengst zum Stalle zurückbrachte, und fragte ihn so leichthin, wie sich Nabel machte.

Zu seinem Erstaunen hielt der Ungar an und blickte zu ihm hinunter, lange ohne ein Wort zu sprechen, und Marvin schien es, als ob hinter diesen kleinen, kaum sichtbaren Augen irgendein Gedanke sich in die Höhe kämpfte. Er wartete. Vielleicht kam jetzt die Zeit, seine große Idee reifen zu lassen.

„Die Nabel?“, ließ sich Barady endlich vernehmen. „Die geht gut. 1:26,8 hat sie vorgestern gezeigt. Das bringt Ihr Peter junior nie zusammen. Allerdings — —.“

Marvin horchte auf — — Allerdings? Und der Ton?

Warum? Was heißt das „allerdings“? Scheinbar gleichgültig fragte er: „Sind Sie auf einmal nicht mehr so sicher, wie Sie es waren, Herr Barady?“

„Nein, ganz offen gestanden. Sie haben es ja selbst gesehen im Buddenbrock-Memorial. Wenn sie mir damals nicht in die Höhe gegangen ist, wer weiß, vielleicht springt sie im Derby. Für Sie wäre das natürlich ein Sonntagsbraten.“

Die beiden Männer schauten einander schweigend an. Einer suchte im Sinn es anderen zu lesen — und Marvin glaubte richtig zu lesen.

„Von dem Sonntagsbraten fällt für andere auch ein gutes Stück ab —“, sagte er langsam und voller Bedeutung.

19.

„Also, zu welchem Entschlusse bist du gekommen?“ Barady stand vor Kitty, und seine Augen brannten auf ihr.

Am Tage vor dem Derby war es, in ihrer Wohnung. Er war von Ruhleben noch am Vormittag her eingekommen und stellte ihr die Frage hart, ohne jede Einleitung. Sie erkannte das Entweder-Oder in ihr. Der Haß schwoll in ihr empor, daß sie daran ersticken zu müssen glaubte.

„Ich habe es mir überlegt“, erwiderte sie, indem sie sich zu ihrer vollen Höhe hob und auf ihn niederschaute. Keinen Zweifel konnte er an der Antwort haben, die er in ihren Augen las.

„Du willst also von mir fort?“

„Ja!“

„Du hältst mich für einen solchen Narren, daß du glaubst, ich werde dich selbst in die Arme des Herrn Reiffenberg führen und euch meinen Segen geben? Ich habe dir dein Spiel gelassen. Du hast gehabt, was du haben konntest. Gib es auf, Kitty —, Kitty —!“

(Fortsetzung folgt.)

Auch eine Sommerreise.

Wenn die Leute in die Bäder reisen,
Pakt auch mich ein wilder Reisedrang.
Seh' ich so die Autoräder kreisen,
Nehm' den Baedeker ich aus dem Schrank.

Schauelstuhl wird meine Limousine,
Wie ein Millionär bestieg' ich sie.
Manchmal wird er auch zum Zeppeline,
Fliegt mit mir ins Land der Phantasie.

Niemals hab' ich die geringste Panne,
Was ich brauche, ist sofort zur Hand.
Meine Ostsee ist die Badewanne,
Der Balkon dazu der schönste Strand.

Aus der Leitung strömt die Meereswelle
Und ist nicht mal salzig, was mir lieb.
Aus dem Radio tönt die Kurzpelle
Und der übrige Saisonbetrieb.

Wenn es regnet, kann ich lustig lachen,
Weil es mich im Trocknen nicht verdrückt.
„Was sie jetzt in Berlinasdorf wohl machen?“
Denk' ich dann vergnügt, wenn es so gießt.

Da mein Baedeker von Achtezhundert-
Neunzig stammt, der mich „auf Reisen“ führt,
Hab' ich heut' noch manchen Ort bewundert,
Der schon lange nicht mehr existiert.

Und so reise frei ich durch die Räume
Und die Zeiten, wie es mir beliebt,
Weil es für das Herz im Reich der Träume
Keine Grenzen und kein Verbotnis gibt.

Rövernifulus.

Tausend Elefanten opfern ihre Zähne.

Von Hans Bräuner.

Deutschland braucht große Mengen Elfenbein. — Elfenbein unter dem Zahnarztbohrer. — Von Klaviertasten, Billardkugeln und Elfenbeinschnitzereien.

Jetzt weiß ich erst, wie eine Schafkammer eines morgenländischen Fürsten aussieht. Einen Augenblick lang überwältigt mich der imposante Eindruck und ich habe das Gefühl, daß ein brauner Sklave mit gekreuzten Armen sich vor mir verneigt und sagt: „Seine Hoheit der Mahatadschah läßt seinen erlauchten Gast bitten, auch die Edelstein- und Goldkammern zu betreten.“ Oder nein! Nicht der Mahatadschah, der Herrscher aller Gläubigen, der Erhabenste der Erhabenen, Harum al Raschid persönlich, läßt mich bitten, seine aus allen Herren Ländern zusammengetragene Schätze zu bewundern.

Schönungslos werde ich aus diesen Illusionen herausgerissen. „Herr Lehmann läßt Sie bitten“, sagt mir der Lagerverwalter im verstaubten Mittel, „sich noch zehn Minuten zu gedulden, wenn Sie die anderen Räume noch sehen wollen.“

Ich muß gestehen, daß ich weder in Indien noch im Lande der Kalifen und Märchen bin, sondern im trodenen Abendland, in einem nächtlichen grauen Lagerhaus im Südwesten Berlins. In den oberen Stockwerken furren und dröhnen Maschinen, hier im Keller ist ein Stüd Morgenland zusammengetragen. In allen Ecken und Winkeln, auf allen Tischen und Regalen liegt das Weiße Gold der Antike aufgestapelt: Elfenbein! Mächtige Stoßzähne lehnen überall an der Wand, einige reichen bis zur Decke, und der Mann, der sie wegschaffen muß, geht ihnen kaum bis zur Hälfte. Und große gewundene Stoßzähne, wie riesige Widderhörner, schlängeln sich um die Eisenträger des Raumes. Überall in den Schränken und Fächern liegen wie Pergamentrollen hunderte und aberhunderte von zersägten Zähnen, massive Klöße und schon zurechtgehauene Stüde, Ringe und Scheiben aus dem edelsten Material, dem hauchzart rosa und dem goldgelb schimmernden Elfenbein.

Daran hätte ich nie gedacht, daß es in Deutschland ein so gewaltiges Lager von Elfenbein gibt. Zugleich erfahre ich, daß Deutschland mit an erster Stelle der Abnehmer und Verarbeiter dieses kostbaren Naturproduktes steht. An erster Stelle steht eigentlich England, aber nach der englischen kommt gleich die deutsche Industrie, die mit ihren Fertigfabrikaten nicht nur das Abendland, sondern auch das Morgenland versieht. Indien und Afrika schicken das rohe Elfenbein nach Deutschland und Deutschland schickt die Ohrringe, Armbänder und die vielen kleinen Amulettes und Götter, die in Elfenbein geschnitten für die Ewigkeit bestimmt sind, dafür zurück.

Eigentlich schicken diese exotischen Länder das Elfenbein

nicht direkt nach Deutschland. Über die großen Londoner und Amsterdamer Elfenbeinböden gelangt es auf die Weltmärkte. Den Preis bestimmen die Elfenbeinböden von London und Amsterdam. Schon seit langer Zeit hält sich der Preis um den selben Durchschnitt herum. Er ist so stabil, daß Elfenbein fast als Währung gelten könnte. Gold und Silber schwanken im Preise viel mehr als Elfenbein.

Zweiertei Sorten von Elfenbein unterscheidet man: afrikanisches und asiatisches. Afrika liefert das rosafarbene und Asien das heißt Indien, das goldweiße. Außerdem gibt es noch eine minderwertige Sorte, die sibirische Ware. Dies sind die Riesenzähne der Mammuts, die „Widderhörner“. Sie sind zwei bis dreimal so schwer wie die Stoßzähne der Elefanten, dafür aber nicht so wertvoll. Man erklärte mir, daß das Mammutbein auch nicht so haltbar ist wie das heutige Elfenbein. Eigentlich könnte das eine Ironie sein, denn diese aus dem Eis und dem gefrorenen Boden ausgegrabenen Zähne haben bereits hunderttausende von Jahren, manche sogar über eine Million Jahre überstanden. Vor der Verarbeitung müssen sie mit Wasserstoff gebleicht werden, damit das Grau verschwindet und sie auch den Glanz richtigen Elfenbeins erhalten.

Wer sich in diesem gewaltigen Lager umsieht, wird den Eindruck bekommen, daß die Elefanten doch noch sehr zahlreich auf der Erde sind. Wie man mir hier versichert, trifft das auch zu, denn der Bedarf in allen Ländern ist ziemlich groß. Allein um Deutschlands Jahresbedarf zu decken, müssen jährlich über tausend dieser Dichtäuter ihre Stoßzähne opfern. Junge Tiere kommen hierfür noch gar nicht in Frage. Ihre Zähne sind noch zu weich und zu hohl und die Kostbarkeit des Elfenbeins hängt gerade davon ab, wie weit ein Stoßzahn von der Spitze aus massiv ist. Wenn das Tier ausgewachsen ist, fällt sich der Zahn immer mehr und bei ganz alten Tieren ist er dann ungefähr bis zur Hälfte massiv. Die massive Hälfte ist das wertvolle Stüd, die andere Hälfte kann man wegen der immer dünner werdenden Ringe nur noch zu bestimmten Zwecken verarbeiten. Der Lagermeister versucht, seine Erklärung praktisch zu demonstrieren. Er läßt einen großen Stoßzahn holen, stellt ihn unter die Säge, ruft noch einen Mann und sagt den Zahn in der Mitte durch. Bevor er mit dem Sägen beginnt, klopft er ihn genau ab und sagt: „Hier beginnt die Höhlung.“ Nach ungefähr zehn Minuten Sägen ist der Zahn halbiert. Jetzt kann man den Unterschied deutlich sehen. Die spitze Hälfte, die viel dünner aussieht, ist doppelt so schwer wie die breite obere Hälfte. Sie wiegt vierzig Pfund, die breite dagegen nur zwanzig.

In diesem großen Elfenbeinlager, einem der größten von ganz Deutschland, wird das Elfenbein als halbfertige Ware weiter verschickt. Unter großen elektrischen Sägen wird die Ware hier schnitzfertig gemacht. Große Würfel, Scheiben, Kugeln und Ringe werden hergestellt, jeder Zahn wird genau ausgemessen. Darauf wird skizziert, was aus ihm herauszuholen ist. Die kleinsten Stüde Elfenbein sind genau so zu verwerten wie die großen. Sogar das Sägemehl ist wertvoll. Es wird gebrannt und daraus die wertvolle tiefschwarze Tusche hergestellt. Seit uralten Zeiten schon wird diese schwarze Tinte gebraucht. Bereits die Ägypter beschrieben damit ihre Papyrus. Daß die Schrift unvergänglich ist, beweisen die vielen tausende von Jahren alten Funde mit den noch heute lesbaren Hieroglyphen.

Aus den dünnen Scheiben macht man hier Klaviertasten, die größeren Stüde werden an Maler verkauft, die die uralte Kunst der Miniaturmalerei und des Malens auf große Elfenbeinplatten ausüben. In einer Ecke stehen tausende von Würfeln. Ein Arbeiter mißt sie von allen Seiten mit einem Zirkel aus und erklärt mir, daß diese Würfel Billardkugeln seien. Als ich nach einer anderen Seite sehe, fallen mir auch die Maschinen auf, mit denen diese Billardkugeln hergestellt werden. Eine Reihe von Arbeitern steht hinter ihnen und die spiegelnden Kugeln rollen wie sonnenbelegte Planeten durch das All der Maschinen.

Die Werkstatt, in der man diese Halbfertigfabrikate weiter verarbeitet, ist eine der interessantesten. Man könnte glauben, man sitzt in einem großen zahnärztlichen Atelier, wo die Zahn-techniker alle an ihren Bohrmaschinen stehen und eifrig beschäftigt sind. Nur eins fällt hier auf: das Fehlen der Patienten, die im Lehnstuhl sitzen müßten. Aber der Patient ist hier das Elfenbein, das im Zeichen der Zeit nicht mit Meißel und Feile, sondern mit dem elektrischen Bohrer des Zahnarztes bearbeitet wird. Die alten Meister schnitten mit Geduld und Zeit, aber heute wird auch hier eine Rationalisierung gefordert, eine Steigerung der Produktion. Das ist nur durch das Einführen der Zahnarztinstrumente bei der Bearbeitung der Stoßzähne möglich geworden. Die hunderte von verschiedenen Bohrgrößen und die Lupen auf dem Auge des Künstlers ermöglichen Feinheiten und Schattierungen wie nie. So entstehen die zartesten Rosen, Kisten und andere Blumen, die zierlichsten Längerkissen, Kette, Bögel und Käfer, und, als Vergeltung für den verlorenen Zahn, auch kleinere und größere Elefanten. Elefanten, die ihre Rüssel in die Höhe heben und noch ihre schönen Stoßzähne haben.

Das Gesicht und die Höflichkeit.

Chinesische Charaktereigentümlichkeiten.

„Sein Gesicht wahren“ und „lügen“ ist ein himmelweiter Unterschied — bei Chinesen und Westländern. Bei dem Chinesen ist das dramatische Gefühl sehr stark ausgebildet. Das nationale Vergnügen des Chinesen ist das Theater, wie das des Engländers der Sport und des Spaniers der Stierkampf. Bei allen Vorkommnissen des täglichen Lebens — und mögen sie auch noch so nichtig sein — fühlt sich der Chineser als Schauspieler in einem Drama. Er gibt sich schauspielerische Allüren, fällt auf das Knie, wirft sich zu Boden, berührt mit dem Kopf denselben und zwar dies alles unter Umständen, die für uns Westländer zum mindesten überflüssig, wenn nicht geradezu lächerlich erscheinen. Immer handelt es sich bei ihm, wie bei einem Schauspieler, um einen „guten Abgang“, der immer mehr Schein als Wirklichkeit ist. Es handelt sich niemals um Tatsachen selbst, sondern immer nur um die Form. Eine schöne Rede zu rechter Zeit und in gehöriger Form gehalten, genügt vollkommen, um den Schein zu wahren. Hinter die Kulissen darf man nicht schauen, denn sonst verliert ja alles Schauspieler in der Welt seinen Reiz.

„Sein Gesicht wahren“ heißt also, in jedweder Lebenslage alle Formalitäten korrekt zu erfüllen, „das Gesicht verlieren“ heißt, sie außer acht lassen, sie nicht zu wissen.

Und versuchen in der hohen Politik die Staatsmänner nicht auch weniger der blinden Gerechtigkeit Geltung zu verschaffen, als vielmehr ein Argument zu finden, was in jeder Beziehung das „Gesicht“ aller Beteiligten entsprechend berücksichtigt?

Durch Vertrag vom 6. Oktober 1898 wurde die Kiautschow-Bucht mit einer „Interessenzone“ von 50 Kilometer um das besetzte Gebiet herum an Deutschland auf 99 Jahre „verpachtet“. Pacht wurde zwar nicht bezahlt, aber der Chineser wahrte durch dieses schöne Wort sein „Gesicht“.

Ein chinesischer Distriktsbeamter, der zuviel von den Einnahmen aus dem Distrikt in seine eigene Tasche anstatt in die Hauptkasse nach Peking geleitet hatte und dadurch unliebsam aufgefallen war, betrachtete es als eine besondere Gunst in seiner Amtstrobe enthauptet zu werden, weil dadurch das „Gesicht“ gerettet wurde.

Einem chinesischen Boy, der um Urlaub bittet, um angeblich seine Mutter zu begraben, darf man nicht das Gesicht nehmen, indem man grober Weise behauptet, seine Mutter wäre ja im vorigen Herbst schon einmal gestorben, sondern man hatte doch schon an der weißen Schürze, die er sich statt der gewöhnlichen schwarzen wohlweislich in den Kopf eingeflochten hat, sehen müssen, daß er auf alle Fälle Urlaub haben muß. Nur ein ganz frischer „Greenhorn“ bringt es fertig, dem Boy zu zeigen, daß man ihn durchschaut, anstatt hübsch auf seine Flausen einzugehen und „ihm sein Gesicht zu geben.“ Konfuzius hat ja gesagt: „Nur der kann innerlich vollkommen sein, der sich äußerlich als vollkommen zu geben versteht“, also ist die erste Vorschrift, sich nur nach außen keine Blöße geben. Von seinem Standpunkt aus, hat also der Boy vollkommen recht, wenn er aus Höflichkeit seine Mutter lieber zweimal sterben läßt, als einfach seinem Herrn zu erklären: ich bin erholungsbedürftig, mach' dir also mal gefälligst deinen Dreck 14 Tage allein.

Wir Europäer haben, wie wir es uns ja sehr gerne selbst sagen, zweifelsohne viele Tugenden, aber der weitaus größere Prozentas unserer Landsleute ist doch stärker in dem fortiter in re als in dem suaviter in modo. Wenn wir deshalb nach dem Orient kommen und finden, daß die Menge der Pflichten uns in der Kunst, Reibereien, die ja unwillkürlich im täglichen Leben entstehen, zu vermeiden, weit überlegen ist, so müssen wir, denen das unmöglich erscheint, diejenigen bewundern, welche mit Leichtigkeit diese Kunst ausüben. So ergibt sich zwanglos aus dem Bemühen, sein Gesicht zu wahren und ändern das Gesicht nicht zu nehmen eine Form der chinesischen Höflichkeit, nach der auch die alltäglichsten Umgangsformen geregelt sind. Lehren doch die alten Klassiker 300 Regeln für die Zeremonien und 3000 für den Anstand, die den gebildeten Chinesen in Fleisch und Blut übergegangen sind.

Uns Westländern fällt das Verständnis chinesischer Höflichkeit deshalb so schwer, weil wir uns unter Höflichkeit doch eigentlich „wahre Güte, in gehöriger Form zum Ausdruck gebracht“, vorstellen. In China dagegen hat die Höflichkeit durchaus nicht diesen Sinn. Sie ist lediglich eine ganz maschinenmäßige Gewohnheit, die wie alles Mechanische nichts von Herz oder Verstand zeigt, sondern sich darauf beschränkt, als ein nötiger Teil des Ganzen zu funktionieren. Der Gebrauch der unzähligen Ehrentitel, der uns verrückt erscheint, wird nur beibehalten, damit durch sie der Rangunterschied auch gehörig zum Ausdruck gebracht wird. Wer auf eine Frage nicht die richtige zeremonielle Antwort weiß, macht sich lächerlich, denn Redensarten sind die Hauptsache.

Selbst das Landvöll ist von der Notwendigkeit des Zeremoniells erfüllt, wenn es auch nicht den Schlimm des Städters

und der Gelehrtenkaste besitzt, die meisten wissen doch, was sich gehört. Man hat als Ausländer ständig Angst bezüglich der Zeremonienwissenschaft einen faux pas zu machen, durch den man sich dann als nur oberflächlichen Kenner Chinas verrät. Gerade wegen dieser offenbaren und von jedem Fremden eingestandenen Unfähigkeit, das A.B.C. der chinesischen Höflichkeitsformen zu erfüllen, glauben die gebildeten Klassen Chinas mit Verachtung auf uns als Barbaren herabzublicken zu dürfen, weil sie nach ihrer Ansicht Menschen vor sich haben, die nicht einmal bis drei zählen können und selbst dann, wenn sie die Schönheit chinesischer Umgangsformen kennengelernt haben, eine traurige Gleichgültigkeit und keinen Nachahmungstrieb an den Tag legen.

Die Höflichkeit ist einmal treffend mit einem Luftkissen verglichen worden. Es ist nichts darin und doch mildert es die Stöße wunderbar. Es darf aber nicht übersehen werden, daß der Chineser bei den Höflichkeiten, die er gegen Fremde oder seine eigenen Landsleute erfüllt, meist nicht von dem Wunsch beseelt ist, seinen Gästen Freude zu machen, sondern daß er nur zeigen will, wie genau er weiß, was sich schickt. Er läßt sich durch dringende gegenteilige Vorstellungen nicht abhalten, Feuer zu machen, um eine Tasse Tee zu kochen, auf die man gerne verzichten würde. Man belommt die Augen voll Rauch und die Kehle muß ein und nicht besonders angenehmes Getränk schlucken, aber der Gastgeber hat seine Kenntnis der Anstandsformen bewiesen. Ist sein Gast nicht von diesem entzückt, um so schlimmer für ihn. Ebenso fängt der Bauer oder Gastwirt, bei dem der Reisende übernachtet, erst dann an das Zimmer zu reinigen, wenn derselbe schon da ist und hört auch auf inständigste Bitte nicht auf, Staub von Generationen aufzuwirbeln. Es steht eben in den Vorschriften, daß das Zimmer gekehrt werden muß und das geschieht in Gegenwart des Fremdlinges, einerlei ob nun dieser erkrankt oder nicht. Ebenso geht es bei Festlichkeiten, diesem Schreden aller Eingeweihten und Neulinge zu. Der übergütige Gastgeber überhäuft den Teller mit den nach seiner Ansicht vorzüglichsten Gerichten, ganz einerlei, ob man sie haben will oder auch nur einen Bissen davon genießen kann. Für ihn heißt es die Pflicht erfüllen. Es soll ihm niemand vorwerfen, daß er irgend etwas veräußert habe; wenn der Fremde den Genuß nicht zu würdigen weiß, ist das sein eigenes Pech.

Das neue China der Nachrevolutionärszeit hat sich wohl zum großen Teil zu den fremdländischen westlichen Höflichkeitsformen bekehrt, im Innern des gewaltigen Reiches aber wird es wohl noch ein Menschenalter und noch länger dauern, bis die angebauten Reformen des Umganges sich durchgesetzt haben werden.

F. G.

Der Kluge und der Weise.

Von Emil Gäß.

Auch diejenigen, die sonst nichts weiter von Sokrates wissen — man könnte sagen, gerade diejenigen —, kennen diese eine berühmte Geschichte von ihm, die Geschichte nämlich, wie seine traute Kantippe ihm, nach großer Keiserrei, einen Eimer Wasser über den Kopf gießt, wozu Sokrates, der Weise, nur gelassen bemerkt: „Nach einem Donnerwetter muß natürlich Regen fallen!“

Dann gibt es noch eine zweite Legende von einem anderen Weisen, der seine weißen Eingebungen auf einzelne Blätter zu notieren pflegte, die er dann sehr „unweise“ herumliegen ließ.

Ein Dienstmädchen verbrannte nun einmal alle diese, in seinen Augen unnützen beschriebenen Zettel, die jedenfalls seinen Ordnungssinn verletzten. Vielleicht wollte es auch seinen Herrn erziehen — wer kann es wissen?

Der Weise nun, anstatt aus der Haut zu fahren, bemerkte nur gelassen und mit mißlichem Lächeln:

„Mein Kind, Sie haben die Früchte jahrelanger Arbeit vernichtet.“

Mark Twain hat einmal in einer ergötzlichen Erzählung berichtet, welchen Unfug derartige Geschichten in den Köpfen derer, die das „Pulver nicht erfunden“ haben, anzurichten pflegen. Seither glaubt sich nämlich jede Kantippe berechtigt, ihren Ehegatten, besonders wenn er für ein wenig klüger gelten will, nach Belieben Wasser über den Kopf gießen zu dürfen. Tut sie es nicht, so ist es höchst anerkennenswert. Ist er ein Schriftsteller, dann darf er beileibe nicht auffahren, wenn seine Manuskripte von ihr oder anderen unweiseren Hausgenossen zum Feueranmachen benutzt werden. Er darf nur mild lächelnd sprechen: (Siehe wie oben!)

Welche erhabenen, leuchtenden Beispiele sind das! Und wie gut läßt sich nun an ihnen abmessen, wer „Klug und weise“ ist und wer nicht.

„Der Klügere gibt nach“, und: „der Weise schweigt!“ Einer von diesen armen geplagten „Klügeren“ und „Weisen“ hat einmal gesagt: „Das ist ein unferliches Wort. Es begründet die „Welt-herrschaft der Dummen!“

Der Sonntag

Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Sonntag, 26. Juli 1931.

Diner im Schloß Borgeby.

Von Kasimir Edschmid.

Borgeby liegt in Schonen, nahe bei Flädie, noch näher bei Lund. Die Landschaft ist weich ein vollendetes grünes Weideland mit schwarz-weißem Vieh. Von Borgeby reitet man morgens in einer Stunde ans Meer. In Bariebäls liegen die Kalfutter draußen und geben Signale, wenn sie Gang haben. Dann kommt aus allen Gehöften und Dörfern die Menge und macht einen Markt, der in einer halben Stunde nach der Landung beendet ist.

Um elf Uhr kam ich in Lund an, von Upsala herunter, eine furchterliche Fahrt. In der Nacht betranken sich die schwedischen Studenten wie die Teufel infolge der Tatsache, daß ein indischer Fürst in der Universität gesprochen hatte. Die schwedischen Bankeite sind von vollendeter Höflichkeit, aber sie enden oft infolge der lebenswichtigen Trinksitten sehr merkwürdig. In Lund gibt es viele Leute, die auch in den Bildern Strindbergs vorlommen, der für die schwedische Literatur eine furchtbare Ausnahme ist. Die Schweden sind vorer, melancholische Menschen, die, obwohl sie alle wie Marineleutnants aussehen, nicht den geringsten Sinn für die dramatischen Teufeleien Strindbergs haben. Im Dom von Lund ist der Sarkophag des Bischofs, der Schloß Borgeby gebaut hat. Um zwei Uhr war ich in Borgeby zu dem Diner, das um vier Uhr begann. Man fährt hier noch mit entzückenden Equipagen über Land. Auf allen Herrensitzen des Landes tritt die Frau, wenn die Wagen gemeldet werden, auf die Freitreppe und ruft „Bästomen“.

„Bästomen i Borgeby.“ Ich hatte aus Lund Gäste mitgebracht. Die schwedischen Studenten hatten nämlich in der Nacht versucht, in alle Zimmer des Hotels zu dringen. Ich war müde genug, bei ihrem Lärm zu schlafen, aber ich hatte nicht den Wunsch, sie sich in meinem Zimmer prügeln zu lassen. Als ich nun zur Kontrolle die Tür zum Nebenraum probierte, stürzte sie ein. Ich hatte einen Stapel Koffer umgedrückt und sah einen Mann aus dem Bett springen, der einen Kopf besaß, welcher einer Perücke bedurfte, um der etwas Geldbörse zu sein. Er war blank und wie ein Straußenei. Es war der Baron U. aus Estland, der auch nach Borgeby fahren wollte und nun in der Nacht keinen eifrigen Diener wachte, um uns Tee mit Erdbeeren zu machen. Da Laurin, dem Borgeby gehörte, am Morgen selbst uns wachen ließ, war ich nicht allein. Wir nahmen noch einen Mann aus Helsingfors in den Wagen. Laurin ist ein bekannter Mann in Schweden, er besitzt einen Bart und eine Glase und ein ungeheures Temperament. Wenn Sokrates die Welt mit dieser Inbrunst geliebt hätte, wäre er schon wie dieser schwedische Dionysos gewesen. Dieser Gutsbesitzer malt die Vögel des südländischen Schwedens, hämmert alle Silbergeschätze und hat die Tasche voller Bücher, die er schreibt. Ein kluger Mensch, ein Mann, der singen kann, ohne ein Italiener zu sein. Eine Fontäne von einem Schweden.

Über Borgeby treffen sich die Winde, die von der Ostsee, und die Winde, die von der Nordsee kommen. Diese Winde liegen etwas hoch, darum berühren sie nur den Park, dessen Spitzen in einem furchtbaren Brausen sich immer bäumen, während auf dem Boden keine Bewegung ist. Dieser Park ist eine Insel in der Landschaft, die dahinstreicht mit einem Grün, das vor Saft zu plaken scheint. Seine Bäume haben sich wie ein natürliches Kaffell aus der flachen Niederung. Zwei Flügel von Borgeby sind abgebrannt, der Hauptteil, der noch steht, ist von verträumter Ruhe. Vor ein paar hundert Jahren haben die Dänen es belagert und den verfluchten Trid gemacht, es mit Vögeln zu erobern.

Das geschah so, obwohl es Borgeby ein wenig lächerlich machte, daß sie ein paar Tausend Sperlinge fingen und ihnen die Schwänze anzündeten, und da die Tiere in das Schloß flogen, knallten sie es mit Speichern und Munition in die Luft. In Stane gibt es lustige Geschichten. Einer der Bischöfe, denen Borgeby gehörte, schloß einen Vertrag, nach dem er nur soviel Land erobern werde, als man seine Hörner blasen höre. Man meinte natürlich, ab Borgeby. Der Bischof ließ aber an der Spitze seiner Leute seine Hornisten marschieren, was natürlich ein Unsinn war, worüber man aber lacht. Das Erobern ist den Schweden eine komische Geste geworden. Seit Karl dem Zwölften haben sie genug davon.

Borgeby hat einen der schönsten Apfelsgärten. Wenn die Bäume blühen, hat Borgeby, mit dem Meer im Hintergrund, das man im Sturm nur ganz fern rollen hört, mit der magischen nordischen Luft und dem fernen Brüllen des Meeres etwas von unerhörter Ruhe. Nur die Parkwäpfele kämpfen mit dem unsichtbaren Sturm und über ihnen steht immer eine Kränzscheit, als sei sie bingemalt. Die warme atmende Sanftmut der Erde und die unbegreifliche Aufregung in der Luft hülsen das Schloß ein, um dessen Verliefe ein Beisengarten wächst.

Um vier Uhr begann das Diner. In der Kichenhalle ist ein großer langer Tisch gedeckt. In der anderen Ecke stehen die Tische mit den Hors d'oeuvres. Wir kommen in einem kleinen Zug die Treppe hinauf in die Halle, die Hausfrau tritt mit mir an die Seite, und die anderen Paare geben an uns vorbei bis zu den gedeckten kleinen Tischen. Es wird viel Aquavit ausgeschenkt und Wodka, auch Punsch. Das dauert über eine Stunde. Man unterhält sich, indem man sich zwischen swansig winsigen Tischen bewegt, volle Gläser nimmt und leere hinstellt und sich bedient. Alles im Stehen. Auf den Tischen ist angetrichelt unter anderem:

Kal, frisch gebraten. — Bärenschinken. — Vogelpastete. — Hobe Dosen mit kleinen Fischen, verschieden gewürzt. An zwei Dubend. — Gedakene kleine Würste. — Omelette mit Spinat in Terrine. — Hummer. — Sardinen. — Glunder. — Wildschnecken. — Dübner. — Tofane. — Gasebrüste. — Salate. Zehn Arten. Weißkraut mit Wein.

Ingwer. Englische Gurken. — Kleine geräucherte Fische. Kaffbeafs. — Gedakener Klops. — Renntierfleisch. — Junge Krähen als Ragout. — Krebschwänze in Mayonnaise.

Es wird ungeheuer viel gesprochen, was eine gewisse

Virtuosität darstellt, da dies Essen eigentlich ein Kunststreiten ist. Das Personal ist großartig, man merkt es nicht, aber es bedient. Dann beginnt ein kleines Orchester, und ich führe die Hausfrau zu Tisch. Dieses Diner dauert bis halb elf Uhr. Herrliche Dinge. Und die Weine aus dem Keller eines Fürsten! Zuletzt nach weißem Bordeaux noch Tokajer in kleinen Gläsern. Es wurden über zehn Weine eingeschenkt und immer Schnäpse dazwischen. Der Tafelauffat war bei dieser Fülle meisterlich. An den Wänden hing das alte Silber Laurins, und vor den mächtigen gotischen Fenstern stand der ganze Park. Bei diesem Diner fanden viele Neben statt. Jedermann sprach drei- bis viermal. Die Speisen kamen in großartigen Mastierungen. Andererseits war bei manchen Gängen die Einfachheit sehr ausgefacht. Ein Salm, von dem nur der vierde Teil gegessen werden konnte, wurde wie auf einem Bild des Jordaens von einem Athleten heringebracht, während die Leute den Trutbahn völlig in Person auf den Tisch setzten. Es schien fast Hexerei: der gefährliche und aufgeblasene Vogel verdeckte nur ein Eiergericht. Niemals habe ich einen so mächtigen Hirschrücken gesehen.

Immerhin: diese Schilderung würde sich verlieren, wenn sie ins einzelne ginge. Nur etwas Käffliches sei erwähnt, weil es zu den schwedischen Dinern gehört. Das ist der Einfluß des Klimas. Nirgendwo in der Welt ist es möglich, soviel fette Dinge zu essen und soviel zum Essen zu trinken. Das kommt daher, daß die Winde zweier Meere über das Land hingehen und das Blut beunruhigen und verbrauchen. Diese Essen erzeugen eine ungeheure Fröhlichkeit, die manchmal in Melancholie umschlägt.

Um elf Uhr war der Wokka getrunken, man erhob sich. Dieser Moment ist der schwierigste, bei einem schwedischen Diner, weil die Hausfrau sich erst erhebt, nachdem ihr Tischherr ihr die Hand geküßt hat, und dieser Tischherr ist verpflichtet, den Moment zu erfassen, wo es weder zu spät noch zu früh ist. Dagegen darf er nicht auf die Schönheit und die Gesundheit seiner Tischdame trinken, sondern die Dame zeichnet ihre Gäste aus, indem sie ihnen ausrinkt.

Dieser Augenblick darf der Geehrte nicht verstreichen lassen, ohne, nachdem er der Dame gedankt hat, selber jemand anders mit dem Glas zum Trinken auszuwählen, was dann wieder weitergegeben wird. Auf diese Weise wird fast ohne Unterlaß getrunken. Dazwischen wird nach den Reden getoastet. Man verbringt eine herrliche, anmutige und geistreiche Zeit bei dem Essen.

Später wurde ein wenig getanzt.

Nach vier Uhr erschienen die Pächter.

Es waren vielleicht zehn Herren mit den Verwaltern, in blauen Anzügen und Gehrocken und weißblonden, kurz im Nacken geschneittenen Haaren. Sie saßen eine Weile in den Ritterschiffen an den Wänden und hörten auf die Musik, die der Mann aus Helsingfors ihnen machte. Dann erhoben sie sich, kamen auf Laurin zu, und jedermann, die Frauen wie die Männer, überreichte ihm Blumen, zwei: Blumen oder drei Blumen. Nicht mehr.

Sodann lud die Frau des obersten Verwalters zu einem Diner bei sich ein. Das war gegen ein Uhr nachts.

Diese Leute sind keineswegs schwermütig oder steif. Sie haben die Sicherheit, welche ihre schnittigen Figuren bedingen. Die Pächter leben aus wie bürgerliche Offiziere. Ihre Frauen sind sehr schön, nicht elegant aber durch die gymnastische Erziehung in den Bewegungen vollendet, vielleicht nur ein wenig zu langsam.

Die Gäste ordnen sich sofort. Die Lustigkeit ist ungeheuer gestiegen.

Man geht nun schon in einem sehr langen Zug die Schloßtreppe hinunter. Es ist zuerst aus Teppichen, dann aus Blumen und später wieder aus gewebten farbigen Tüchern ein Weg nach den Verwalterhäusern gemacht. Die Musik ist an der Spitze. Für Laurin steht ein Pferd gesattelt. Auf der Treppe werden uns allen miteinander Fadeln gereicht. Wir gehen durch den Apfelsgarten, durch den Park, über dem die Sterne funkeln. Dann kommen wir über zwei Höfe und an vielen Schuppen vorbei in das Verwalterhaus.

Ein großer Tisch ist gedeckt, der sofort verdoppelt wird, denn die Grobmäße sollen ausgesogen werden. Diesmal fest man sich durcheinander. Das Essen kann man nicht beschreiben. Es dauerte zwei Stunden. Es gab nur Bordeaux und Sekt, den die Mäße herbeibrachten und nicht öffnen konnten. Er pakte nicht ganz zu dem handfesten Pächteressen, das aus Geschlachtetem und Geräuchertem bestand, aus ganzen Geflügel und Venden und von Öl, triefenden Salaten, aber Laurin hatte ihn offenbar für das Gefinde gekocht.

Bei Tisch wurde weniger geredet. Laurin erzählte ein Märchen von Andersen. Der estnische Baron U. schilderte einen ähnlichen Tag in Estland. Er sprach von einem Kanarienvogel der ihm dabei auf den blanken Kopf gesessen sei und auf seinem Schloß geschliffert sei wie auf einer Schleife. Der Vogel war gewöhnt, über einen Marmortisch zu schleifen und verwechselte ihn mit dem Kopf des Balten. Die Mäße wollten platen vor Lachen.

Nach drei Uhr gingen wir zurück.

Der Park war ungeheuer aufgeregt in den Wipfeln. Unten war Totenruhe. Wir gingen einem hellen Schein nach. Plötzlich haben wir Borgeby vollkommen erleuchtet. Es hatte sich in Kerzenlicht von oben bis unten gebüllt, und in den Ringen außen standen Fadeln. Auf der Terrasse standen die Leute des Orchesters und spielten Mozart. Die Mäße waren uns vorausgekommen. Zwei Kamine brannten, in denen halbe Bäume lagen. Auf der Erde lagen ein Duzend weißblonde Frauen mit den düsteren Mienen, die das tiefsinnige Erbe der Nordländer ist und sangen die gotländische Volkswisa:

Rom haertans troejd
Rom likor a aboileja, tom rofor salivia
Rom luwa frusmonta, tom haertans trojd...

Die Stimmung war nachher sehr ausgelassen, nachdem die Volkslieder mit einem furchtbaren Ernst angehört worden waren. Man tanzte und sprang dabei oft aus den Fenstern, die alle sehr niedrig waren. Schließlich brach der Morgen in die Halle herein. Da man im Pächterhaus keinen Wokka genommen hatte, war in der Halle ein Büfett errichtet worden. Als wir ankamen, war ein schwerer Kaffee in großen Kannen gerichtet, der aromatisch roch. Es wurden kleine Mixpicles, Kafe, Portier und kleine Beasts gereicht. Da- zu Gebäck, hie Waffeln, und frisch gebackenes weißes Brot. Es war also niemand schwach, als der Morgen kam.

Dieses Diner endete mit einem Spaziergang. Die Luft hing flauweich in der Apfelniederung. Plötzlich hörte man das Meer. Im selben Augenblick strichen zwei Seeadler über den Park. Es sind Abenteuerer, die aus Finnland kommen und die Meerländer abstreifen, ehe sie nach dem Kautalus fliegen. Sie glitten mit ebener Rube über uns hin.

Am Ende des Apfelsgartens war ein verwitterter Stein. Es stand, gerade noch zu lesen, darauf: „Du fatter Marmor, bewahre die Erinnerung an ein glühendes Herz.“

Die Sonne war in dem Dunst nicht zu sehen, aber am Ende des Parkwegs standen zwei riesige Gestalten, die wie Ritter slänzten. Es waren die Kutscher in ihren Pirocken voll hundert Knöpfen, die uns zu den Frühlingen bringen mußten, die wir, teils aus Trelleborg und Malmö, teils aus Upsala und Lund hergekommen waren, einen Geburtstag in der Landschaft Stane zu feiern.

Die Welt der Frau.

Was Eltern ihren Kindern zur Sommerzeit einprägen sollen.

Von Dr. Thraenhart.

Die jetzige Jahreszeit ist in jeder Beziehung eine gesundheitliche Gnadenzeit für jung und alt. Wohlgeschmedenes, heilträchtiges Obst und frisches, nahrhaftes Gemüse in allen Gärten; herrlich duftende Beeren in Feld und Wald; heilsame Atemluft allüberall. Diese Gnadenzeit sollen namentlich die Kinder ausnützen zur Förderung ihres Wachstums, zur Kräftigung ihres Körpers und Geistes. Sie mögen schwelgen in den reichlichen Gaben der gütigen Mutter Natur. In allen freien Stunden und Tagen lasse man sie draußen sich tummeln in voller Freiheit. Aber doch mache man sie wiederholt in freudigster Weise aufmerksam auf die mannigfachen Schädlichkeiten gerade dieser Jahreszeit, die ihre Gesundheit gefährden und sogar ihr Leben vernichten können, wie alljährliche Todesfälle beweisen.

Beim Blumenpflücken auf Spaziergängen kommt der Saft aus den abgebrochenen Stengeln und aus den in der Hand zerdrückten Blättern an die Finger, mit denen nachher Brot, Obst und andere Schwaren angelast werden. Da nun diese Pflanzen einen Scharfen, beissenden Saft besitzen, manche sogar giftig sind, entstehen dann allerlei unerklärliche Magenleiden und Unwohlsein. Daber:

Nach dem Blumenpflücken
Erst die Hände waschen,
Dann zur Nahrung greifen!

Ist unterwegs ein Waschen nicht möglich, so lasse man beim Essen Brot und Obst mit dem Einwickelpapier an, damit die beschmutzten Finger nicht direkt mit der Nahrung in Berührung kommen.

Aus demselben Grunde soll man auch niemals eine Blume in den Mund nehmen. Gleichfalls kann es schädlich sein, tief in die Blüten hineinzurücken, denn mancher

Blütenstaub reizt empfindliche Schleimhäute; auch können kleine, nicht immer ungefährliche Insekten beim starken Rutschen in die Nase eingeatmet werden.

Der Genuß von heiligem Obst ist für Kinder sehr gesund und beförmlich. Aber man präge ihnen jetzt immer wieder tief ins Gedächtnis ein:

Kein unreifes Obst essen! Unmährlich müssen viele Kinder wegen des Genußes von unreifem Obst gräßliche Magenbeschwerden erdulden.

Niemals nach Obstgenuß Wasser trinken!

Nicht den Kerninhalt des Steinobstes, Blaumen, Zwetschen, Kirschen, Pflirsche, Aprikosen essen, weil diese Kerne giftige Blausäure enthalten.

Wenn Kinder allein in Feld und Wald gehen, so dürfen sie nur solche Beeren und Früchte pflücken und essen, die sie ganz genau kennen, denn gerade die giftigsten leben oft am schönsten und verlockendsten aus (Lollirsche). Namentlich warne man sie vor den bunten Beeren des allenthalben wachsenden Nachtschattens, den man ihnen auf Spaziergängen immer wieder zeigen soll.

Esfer kommen Kinder weinend mit bedeutend geschwollenen Insektenstichen nach Hause, die eine Blutergussung befürchten lassen. Sie sollen nach jedem Insektenstich die Stelle möglichst bald in recht kaltes Wasser halten, dann das nasse Taschentuch daraufbinden und immer wieder in kaltes Wasser tauchen. Zu Hause tropft man reichlich Salzwasser darauf oder auch kölsch Wasser, Branntwein, Zwiebelsaft und legt essigsaure Tonerde auf. Bei Bienen- und Wespenstichen muß man sofort den Stachel mit dem daran hängenden Giftbläschen recht vorsichtig herausziehen oder herausaugen.

Wenn die Eltern ihren Kindern diese Erfahrungstafel namentlich vor Spaziergängen und Ausflügen einprägen, werden sie ihnen viele Schmerzen und Tränen ersparen, Unglücksfälle verhüten und sich selbst vor schweren Sorgen und nachherigen Vorwürfen bewahren.

Weisse Hochsommerjacken aus weissem Material.

Wir brauchen einen Ausgleich zu der Buntheit der Sommermode. Eine modische Kleinigkeit, die sich jede Dame leisten kann.

Als Material für die neuen Jacken verwenden wir weissen Chantung, verschiedene Rohseiden, auch Douppion, Surah, Moiré und Marocain. Wer mag, wählt sandfarbene oder champagne, doch ist es ein Irrtum zu glauben, daß weisse nur allein gern Staub annimmt. Alle vorerwähnten Stoffe zu weissen Jacken kann man ohne Bedenken selbst waschen und von links bügeln.

Den Rücken der weissen Jacke halte man gerade und ohne Verzierung, die Borderteile sollen so weit übereinander reichen, daß sie sich ohne Knopfschluß mit einem Gürtel zusammenhalten lassen. Kommt es doch darauf an, diese Jacke



Links: Jacke aus Chantung zur weissen Bluse. Rechts: Jacke, weissem Seidenstoff mit schwarzem Wildlederbügel.

einmal offen und zu einem anderen Kleid vielleicht geschlossen tragen zu können. Breite Manschetten, die jede Form haben können, puzen die Jacke. Das wichtigste aber sind Kragen und Revers, weil sie modisch einwandfrei und dennoch unauffällig sein sollen. Darum wird man beide den Borderteilen breit ansetzend und dann wieder abfallend anschneiden und die Revers zum Kragen durch Fortschneiden des äußeren Stoffes so verschmälern und etwas runder schneiden, daß die beiden Teile nur rückwärts zu einer Naht zusammengefügt zu werden brauchen, um einen einwandfrei stehenden Kragen zu garantieren. Die Ränder streift man ab. Dadurch gewinnen Revers und Kragen auch ohne Einlage genügenden Halt. Ein weisser Glacélederbügel wird zur Jacke und zu jedem Kleid passen, andernfalls braucht man Gürtel in der Farbe der Kleider.

Und wozu trägt man nun diese weissen Hochsommer-Jacken? Zum sportlichen kleinsten oder gestreiften Vormittagskleidchen, zu einem jeden bunten Nachmittagskleid, das nicht über Gebühr lang und weit ist, zum schwarzseidenen Nachmittagskleid, das für die Teestunde bestimmt ist, zum weissen Kleid, zum Vollekleid, zum schwarzen Rod und zur hellen oder buntgemusterten Kalot, zu allen Kleidern und Rod-und-Bluse-Zusammenstellungen, die nicht unter den Begriff eines „großen“ Kleides rangieren.

Sind Aussteuer und Mitgift steuerabzugsfähig?

Eine bedeutsame Entscheidung des Reichsfinanzhofs.

Die Ausgaben für Familienzwecke und das Finanzamt. — Wenn der Vater der Tochter aus dem eigenen Geschäft eine Aussteuer gibt. — Privatvermögen und Geschäftsvermögen. — Aussteuer und Mitgift dürfen nicht bei der Steuererklärung abgezogen werden.

Die Frage, ob die Mitgift oder die Aussteuer, die ein Vater seinem Kinde bei der Hochzeit gibt, bei der Steuererklärung in Abzug gebracht werden können, wurde vor kurzer Zeit in endgültiger Form vom Reichsfinanzhof beantwortet. Ein Möbelhändler hatte seiner Tochter zur Hochzeit die Möbelausstattung geschenkt und bei der Bilanz am Ende des Jahres diesen Posten Möbel nicht mehr aufgeführt. Er wurde daraufhin vom Finanzamt dahin beauftragt, daß er den Betrag der Möbel, die er für die Ausstattung verwendet hatte, als Gewinn hätte verbuchen müssen. Allerdings brauchte er dabei nicht den Verkaufswert in Anschlag zu legen, sondern den Einkaufswert. Dieser müßte aber unter allen Umständen beim Geschäftsgewinn berechnet werden, da der Kaufmann sonst, wenn er nicht die Möbel in seinem eigenen Geschäft gehabt hätte, dafür hätte beträchtliche Aufwendungen machen müssen. Diese seien ihm erspart geblieben. Aber da auch die Ausgaben, die ein Privatmann oder ein Beamter für die Aussteuer seiner Tochter nicht vom steuerpflichtigen Einkommen abgezogen werden dürfen, so muß der Kaufmann diese als Gewinn verbuchen. Der Reichsfinanzhof, dessen Entscheidung in dieser Angelegenheit angerufen wurde, stellte sich auf die Seite des Finanzamtes und erklärte, daß Ausgaben für Familienzwecke unter keinen Umständen das steuerpflichtige Einkommen herabmindern dürfen. Beim Kaufmann muß man unterscheiden zwischen Geschäftsvermögen und Privatvermögen. Das eine hat mit dem anderen in juristischer Beziehung nichts zu tun. Ob ein Vater die Aussteuer aus seinem Einkommen bezahlt oder aus dem Geschäftseinkommen, ist in Wirklichkeit völlig gleich. Aus dieser Entscheidung geht hervor, daß alle Aufwendungen, die für die Aussteuer und Mitgift der Kinder gemacht werden, nicht steuerabzugsfähig sind. Im großen und ganzen wird es sich bei der Aussteuer um Entnahmen aus dem Einkommen handeln. Aber auch wenn das Vermögen zu diesem Zwecke in Anspruch genommen werden muß, lassen sich daraus Gründe für Steuerabzüge nicht folgern. Selbstverständlich wird bei der nachträglichen Erklärung des steuerpflichtigen Vermögens dieser Betrag abgesetzt werden dürfen. Wenn ein Mann bis zur Heirat seiner Tochter ein Vermögen von 100 000 M. besitzt, und für die Aussteuer 20 000 M. aufwendet, die er nicht aus seinem Einkommen bezahlt, so braucht

er im nächsten Jahre natürlich nur für 80 000 M. Vermögenssteuer zu zahlen. In diesem Falle handelt es sich um das Privatvermögen, dessen Verminderung keine Einkommensminderung bedeutet. Hier ist auch kein geschämter Gewinn eines Geschäftsbetriebes festzustellen wie in dem Falle des Möbelhändlers, der durch die Entnahme zum Zwecke der Aussteuer seiner Tochter seinen Warenbestand verringert hat, und dadurch zur Verminderung seines Geschäftsgewinnes beigetragen hat. Diese haarfährige Unterscheidung zwischen Geschäfts- und Betriebsvermögen ist juristisch sicherlich einwandfrei, da die Steuergesetzgebung eine Trennung zwischen diesen beiden Begriffen vorsieht. Trotzdem will es uns aber scheinen, daß sie im praktischen Leben hin und wieder zu großen Härten führt. Wenn ein Familienvater, der nicht über ein Bankkonto verfügt, seine Tochter verheiratet und ihr eine Aussteuer auf Abzahlung kauft, die er aus seinem monatlichen Einkommen bestritt, dann sind diese Ausgaben in seinem Falle abzugsfähig, weil sie für Familienzwecke gemacht wurden und darum das steuerpflichtige Einkommen nicht mindern dürfen. Verfügt aber der Familienvater über ein Vermögen, von dem er die Kaufsumme abheben und bezahlen kann, dann wird seine Vermögenssteuer vermindert, selbstverständlich durch die gleichzeitige Verminderung des Vermögens. In diesem Falle wird also zwar auch nicht die Einkommensteuer herabgesetzt, aber auf der anderen Seite hat der Vermögensbesitzer einen Vorteil, weil er in Zukunft weniger Vermögenssteuer zu zahlen hat. Der Handwerker, oder der kleine Geschäftsmann, der seine Tochter aus seinem Lager ausstattet, wird auch zwischen Privatvermögen und Geschäftsvermögen schon aus dem Grunde keinen Unterschied machen können, weil zumeist kein Betriebsvermögen sein einziger Besitz ist. Andererseits muß wieder zugegeben werden, daß dadurch zwischen dem Geschäftsmann und dem Privatmann (Beamten usw.), ein einheitliches Verfahren unmöglich wurde, denn die Betriebsgewinne des Kaufmannes stellen sein Einkommen dar. Wenn er am Ende des Jahres einen bestimmten Überschuss erzielt hat, ohne daß dabei die zur Aussteuer entnommenen Möbel berücksichtigt wurden, dann stellen diese tatsächlich einen Gewinn dar, durch den sein Einkommen betroffen wird.

Speisereste im Sommer.

Ein einziger heißer Tag genügt oft, um Gärung und Fäulnis in den Speisen hervorzurufen, besonders in den mit Fleisch, Milch oder Eiern bereiteten. Deshalb sollen

Reste, die vom Mittag übriggeblieben sind, noch am Abend desselben Tages verzehrt werden. Bis zum Gebrauch hebe man sie in fest zugedekten porzellanenen oder irdenen Gefäßen an einem kühlen und luftigen, nicht feuchten oder sonnigen Ort auf.

Speisereste, die irgendwie verdächtig aussehen oder gar üblen Geruch haben — wenn auch nur eine ganz geringe Spur davon —, sind sofort zu vernichten. Lieber nichts essen, als Gift essen! In der Tat bilden sich bei der Zersetzung der Nahrungsmittel oft giftige Stoffe, die nicht nur bedenkliche Verdauungsstörungen und schwere Erkrankungen, sondern sogar den Tod verursachen können. Am leichtesten werden davon betroffen: Krebse, Hummern, Fische, alle Fleischbüchsenkonserven, Sardinen in Öl usw. Auch Fleischbrühe verdirbt leicht und wird sauer; man soll sie daher stets an dem Tag verbrauchen, an dem man sie bereitet.

Bei schlecht verworrenem Fleisch kommt es vor, daß Fliegen ihre Eier darauf legen, aus denen sich sehr bald die Larven (Madens) entwickeln. Ist solches Fleisch gesundheitsschädlich? Wenn nicht auch übler Geruch oder verdächtige Aussehen auf Fäulnis oder Zersetzung des Fleisches schließen lassen, so haben Fliegenlarven oder Maden nichts zu bedeuten; man schneidet einfach die betreffende Stelle gründlich weg.

Butter möge man im Sommer nicht zu reichlich vorrätig halten, wenn man keine kühlen, luftigen Aufbewahrungsräume hat. Wärme befördert in der Butter die Entwicklung von Bakterien und Säuren und läßt den eigentlichen Geschmack entstehen. Man kann dem abhelfen durch wiederholtes tüchtiges Durchkneten in stets erneuertem Salzwasser. Zum Braten kann ranzige Butter noch gebraucht werden.

Es zeugt von großer Versorglichkeit, wenn man verdächtige Speisereste, die zu genießen sich nicht mehr getraut, um nicht sein teures Leben aufs Spiel zu setzen, nun armen Leuten, reisenden Handwerksburschen oder Bettlern gibt. Nur fürs Vieh sind solche Nahrungsmittel noch zu gebrauchen. Diese und andere, auch gute Küchenabfälle, zum Beispiel vom Gemüseputzen, müssen in nur dazu bestimmten Eimern aus verzintem Eisenblech mit festem Deckel aufbewahrt werden, nicht in Holzeimern, weil diese leicht den üblen Geruch annehmen, auch faulen und schwer zu reinigen sind. Die Eimer muß man, wenigstens im Sommer, jede Woche gründlich auswaschen, was am besten mit heißer Sodawäsche und durch wiederholtes Nachspülen mit reinem Wasser geschieht.

Der Jugendfreund.

PONTIACS Kriegslust



Der Morgen dämmerte noch kaum um Fort Michillimackinac, doch herrschte hinter den festen Palisaden schon reges Leben. War doch der herausgehende Tag der Geburtsfeier des Königs von England, und die kampferprobten Männer, die fern der Heimat die Grenzwehr der neuen Kolonie gegen die mühsam unterworfenen Indianer hielten, ließen es sich nicht nehmen, ihn so festlich zu begehen, als es ihnen unter den beschränkten Verhältnissen nur irgend möglich war.

Sogar die Chippewas, deren Reservationen kurz vor den Wällen der kleinen Festung endeten, hatten sich bereit erklärt, ihren Teil zur Erhöhung der Festfreude beizutragen: Sie wollten mit den Sacs, einem ihrer Brudervölker, ein Wettspiel auf der Prarie austragen, und so den Weissen das seltene Schauspiel eines indianischen Sportkampfes bieten. Der Kommandant des Forts hatte aus den Vorräten für die siegende Partei Dedes und Lebensmittel als Preise ausgesetzt, Dinge, die den bedürftigen roten Kriegern seltene Schätze waren. So durfte man mit Gewißheit einen spannenden Kampf erwarten, da jeder Stamm das äußerste daransetzen würde, sich den Preis zu erobern.

Während drinnen in der Festung die Sergeanten besonders reichliche Rationen ausgaben, bei denen sich zur Feier des Tages auch der sonst verbotene Whisky befand, und die Kanonen für den Salut blind laden ließen, waren draußen vor den Toren kleine braune Burschen beschäftigt, das Feld für das Ballspiel abzusteden.



Blitzschnell stürzten die Indianer über den Ball her.

Die Sonne stand noch nicht im Mittag, als die Besatzung mit Frauen und Kindern hinausging, um auf den schnell zusammengezurückten Bänken Platz zu nehmen, die das Kampffeld umsäumten. Hinter ihnen schloß sich das letzte Tor knarrend, und nur die nötigen Wagen blieben zurück, damit den militärischen Geistesgenossen Genüge geschah.

Die leiblichen Gestalten der Indianer standen bereits, der Gasse wartend. Trotz der Wärme hatten sie ihre Dedes nicht abgelegt, wie die Hauptlinge dem Obersten auf seine Frage in ihrem schlechten Englisch erklärten, weil es verboten war, den Gegner während des Spieles zu behindern oder überhaupt zu berühren, und jeder leise Griff den losen Überwurf ins Gleiten bringen und so einen Verlust gegen die Kampfregeln sofort offenkundig machen mußte.

Als alle saßen, gab der Kommandant das Zeichen zum Beginn. Die beiden Parteien stellten sich gegeneinander auf, ein großer, aber leichter Ball wurde in die Mitte gelegt,

dann hoben die Hauptlinge, die das Schiedsrichtertum übernommen hatten, den Arm und ließen ihn zugleich sinken.

Blitzschnell stürzten die Indianer über den Ball her und einen Augenblick war alles ein unentnützes Durcheinander. Dann plötzlich tauchte das runde Ding geschleudert über den Köpfen auf und nun begann ein eifriges Hin und Her, von Hand zu Hand, das es fast nicht möglich war, die raschen Bewegungen mit den Augen zu verfolgen.

Offenbar kam es darauf an, den Ball durch die Reihen



Ein paar flinke Läufer der Indianer erkletterten die Palisaden.

der Gegner hindurchzutragen und an einer vorherbestimmten Stelle des Feldes niederzulegen.

Lange wogte das Spiel unentschieden hinüber und herüber, dann schien den Chippewas der Durchbruch gelungen, ein kräftiger Wurf ließ den Ball hoch emporfliegen, ein Spieler fing ihn auf und schleuderte ihn weiter, doch er verfehlte die Richtung und in weitem Bogen flog der Umstrittene über den Ball ins Innere des Forts.

Das Spiel stockte, und ein paar flinke Läufer der Indianer rannten zu den Palisaden und erkletterten sie. Die übrigen haben ihnen ebenso wie die Weissen untätig nach.

Da erklang aus dem Innern der Festung ein schriller Schrei, die roten warfen ihre Dedes ab, brachten darunter verborgene Messer und Beile zum Vorschein und stürzten sich auf die überraschten Zuhauer.

Das ganze Wettspiel war eine teuflische Kriegslust und das Mandor mit dem Ball nur dazu da, sich gefahrlos des Forts zu bemächtigen und den Angegriffenen den Rückzug abzuschneiden.

Keine Seele der Besatzung kam mit dem Leben davon. Die roten mordeten schonungslos alles nieder.

Das blutige Drama dieser indianischen Kriegslust war der Auftakt zu dem großen Kampf, der unter dem Namen Pontiacs Krieg bekannt ist. Pontiac, ein führender Häuptling der Ottawa, war der Urheber dieses Planes, der auf einen Schlag alle Forts der Westgrenzen durch ähnliche Listen in die Hände der Indianer brachte.

Nur Detroit und drei pennsylvanische Forts entgingen dem allgemeinen Verderben. Den grauamen Kampf, der nun folgte, beendete Oberst Bouquet, der alte Indianerkämpfer, indem er die Feinde in der Schlacht bei Bushy Run entscheidend besiegte.



Bearbeitet von Gustav Mohr.

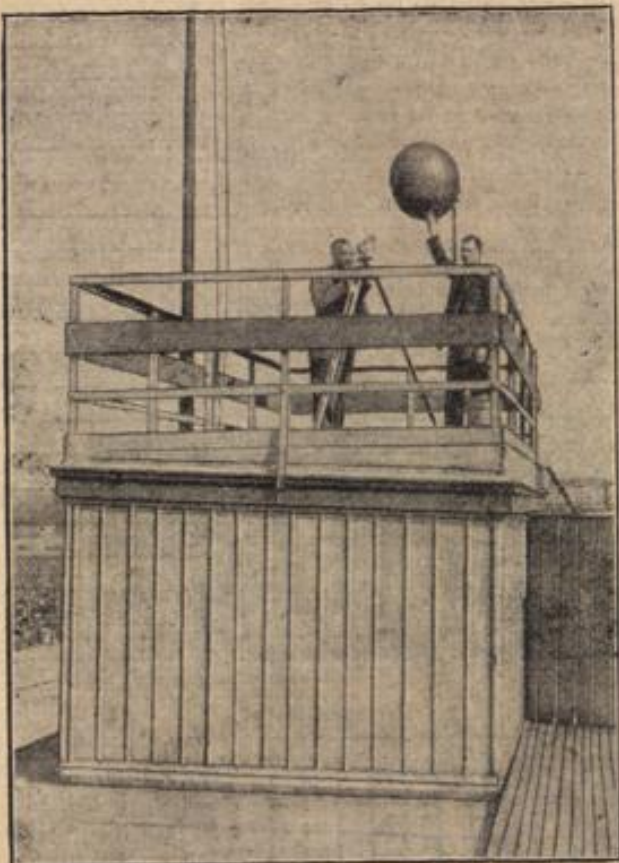
Lösungen: Nr. 59, 1. Dh2. Nr. 60, 1. Dc3. Angegeben von Felix Bott, Ingenieur Schmitt, Karl Kreiss, Wilhelm Simon, Ludw. Nickel, Paul Buerke und K. Kahl.

Das Reich der Technik.

fliegende Wetterpropheten.

Die Meteorologie ist immer mehr ein unentbehrliches, wissenschaftliches Rüstzeug im Leben der Völker geworden. Aus bescheidenen Anfängen hat sie sich unter besonders tätiger Mithilfe deutscher Fachgelehrter wie Hergesell, Sühling, Berjon und den Gebrüder Wegener, deren einer jetzt den Fortschritt im ewigen Eis fand, entwickelt. Die Gaus-, die Meteor- und Südpolexpeditionen, sowie die Unternehmungen des Fürsten von Monaco und andere wissenschaftliche Expeditionen in späteren Jahren, haben den Boden geschaffen, auf dem Ergebnisse sich das jüngste Kind der Meteorologie, die Flugwetterkunde, organisiert aufbauen konnte. Heute, im Zeitalter des Luftverkehrs, ist die Flugwetterkunde ein unumgängliches Requisite der Luftfahrt geworden, die ohne diese wertvolle Hilfe gar nicht auskommen könnte. Als der Luftverkehr selber erst einige Jahre zählte, war von einem geregelten Flugwetterdienst zur Sicherung des Luftverkehrs wenig oder gar nichts vorhanden. Daher kam es auch öfter vor, daß Flugzeuge auf Strede infolge plötzlichen Einbruchs einer Störungstont (Regen, Sturm, Schneegestöber, Gewitter) überstürzt auf unwegsamem und ungeeignetem Gelände notlanden mußten, wobei es nicht ohne Bruch oder noch größere Schäden abging. Das ist heute unmöglich, denn jeder Flughafen des In- und Auslandes besitzt nunmehr eine eigene Flugwetterwarte, die mit geprüften Meteorologen und dem dazugehörigen wissenschaftlichen Instrumentarium versehen ist. Diese Meteorologen nehmen alljährlich zu bestimmten Zeiten Beobachtungen und Messungen vor, die sich auf Temperatur, Feuchtigkeit, Druck und Wind erstrecken. Dazu dienen die mannigfaltigsten Einrichtungen, von denen wir die wichtigsten kurz anführen wollen und zwar machen wir den Anfang bei den irdisch gebundenen und lassen die fliegenden Einrichtungen folgen. Als wichtigster Bestandteil der Erdstation kommt die Engersche Hütte und in zweiter Linie der registrierende Regenmesser in Betracht. Die

tionen bei der Messung der Atmosphäre zu erfüllen haben. Die Messungen des Höhenwindes erfolgen durch sog. Pilotballons, die mit Hilfe der Ballonwage mittels Wasserstoff gefüllt und frei in die Luft fliegen gelassen werden. Mit Hilfe



Auf der Flugwetterwarte des Zentral-Flughafens Berlin-Tempelhof

Ein Pilotballon wird aufgelassen, links davon ein Meteorologe am Theodoliten, mit dem der freie Flug des Pilotballons verfolgt und registriert wird.

eines einfachen Theodoliten wird ihre Flugreise verfolgt und dabei alles Wissenswerte (Windrichtung usw.) aufgezeichnet. Als leichtes und wichtiges Hilfsmittel müssen jedoch die Wetterflugzeuge bezeichnet werden. Es sind besonders für diese Zwecke geeignete Flugzeuge, die mit einem Motor von 300 PS. versehen, jeden Tag vor Beginn des Flugdienstes in Höhen von 5500/6000 Meter aufsteigen. An Bord haben sie außer einem zuverlässigen, erprobten Flugzeugführer einen Meteorologen mit seinen Instrumenten. Dieser Meteorologe macht vom Start bis zur Landung während des ganzen Fluges seine Beobachtungen, die sich auf Sichtweite, Wolkenhöhe und -dicke, Feuchtigkeit, Temperatur, Druck usw. erstrecken. Sein Helfer ist der Meteorograph, der die drei letzten Witterungsverhältnisse selbsttätig auf einem Barogramm registriert. Sofort nach der Landung überträgt der Flugmeteorologe seine Befundungen der Erdstation, die sie auswertet und nach Einbezug der durch Wetterfunk erhaltenen Meldungen der auswärtigen Stationen in sogenannten Spezialwetterarten einträgt und sie an im Flug befindliche Großflugzeuge und fremde Stationen weitergibt. Derartige Spezialwetterarten werden für alle den jeweiligen Flughafen berührende Flugstrecken herausgegeben. Auf Grund dieser Berichte, die jeden Kapitän vor Beginn seines Fluges ausgehändigt werden, kann der Flugzeugführer erkennen, welche Witterungsverhältnisse er auf seiner Strecke antizipiert. Er kann sich auf diese Weise die günstigste Höhenlage (Rückenwind) für seinen Flug aussuchen und die Luftschichten auffuchen, die den Fluggästen eine genussreiche und ruhige Luftreise verbürgen. Dadurch wird die Überbeanspruchung von Mensch und Maschine vermieden und die Betriebssicherheit bedeutend erhöht. Außer diesen Spezialwetterarten werden jedoch noch einfache Wetterarten ausgestellt, die alle drei Stunden erneuert

werden und dadurch besonders wertvoll sind, daß man aus ihnen die Bewegungen von Störungstonten (Sturm, Schneegestöber, Gewitter, Regen) erkennen kann. Durch Übermittlung dieser Befundungen an das Verkehrsflugzeug kann dieses derartige Schlechtwetterzonen umfliegen. Bleibt noch nachzutragen, daß diese Wetterflugzeuge in fünf Höhenwetterflugwarten, nämlich in Berlin, Darmstadt, Hamburg, Königsberg und München stationiert sind, die sich in ständiger Funkverbindung befinden. Da das Fliegen in derartige Höhen mit den Wetterflugzeugen von Zufälligkeiten und Eigenheiten (Eisbildung) nicht frei ist, so sind die Flugzeugführer außer gegen Kälteeinflüsse auch gegen Gefahren sonstiger Art sowohl durch eine handliche



Die Höhenlieger der Flugwetterwarte nach getaner Arbeit

Bekleidung als auch Fallschirme geschützt. Die Höhenflugwetterwarte auf dem Berliner Zentralflughafen Tempelhof wird jetzt zwecks schnellerer Übermittlung der Meldungen vom Wetterflugzeug an die Erdstation die Wetterflugzeuge mit Bordfunkgerät auszurüsten. Auf diese Weise gibt der Flugmeteorologe seine Beobachtungen während des ganzen Fluges direkt an die Erdstation durch, die so in den Besitz dieser wichtigen Befundungen kommt, bevor das Flugzeug überhaupt gelandet ist. Hierdurch wird viele kostbare Zeit gewonnen, was sich bei stark frequentierten Flughäfen segensreich auswirken wird.

Zum Schluß sei noch der Drachen- und Pilotstationen Lindenbergs i. d. Mark und Friedrichshafen a. B. gedacht, die wertvolles Material liefern. Hier erfolgen Messungen durch Instrumente, die mittels gefesselter Drachen oder Pilotballons größeren Ausmaßes in die Luft gelassen werden. Die Flugwetterkunde, seit 1924 methodisch in den verschiedenen Flugwetterwarten aus- und aufgebaut, wird sich beim Anwachsen des eigenstaatlichen zum Weltluftverkehr vor neuen großen Aufgaben sehen. H. Hanuschke.

Speiseeis in wenigen Minuten herzustellen, während das Wassereis eine mehrstündige Arbeit für die Speiseeisherstellung verlangt. Verblüffend einfach ist hierbei die Anwendung des Trodeneises. Das gemahlene Trodeneis wird in die Creme eingeführt, gibt die Kälte dabei reißlos ab und verduftet vollständig ohne schädigende oder geschmacksstörende Einwirkungen.

Trodeneis, das nur etwa ein Fünftel des Raumbedarfs von Wassereis gleicher Kühlwirkung hat, reicht in besonders darauf eingerichteten Kühlfräkten eine ganze Woche aus.

In Amerika hat sich in letzter Zeit Erkenntnis der großen Vorteile des Kohlenäure-Eises die Trodeneisindustrie in den letzten Jahren außerordentlich rasch entwickelt. Wenn die Bedingungen dafür in Amerika im allgemeinen günstiger liegen als bei uns, so beginnt sich doch auch in Europa das Trodeneis immer mehr einzubürgern. Die vermehrte Nachfrage wird eine stetige Verbesserung und Verbilligung der Herstellungsverfahren mit sich bringen, so daß der Preis des Trodeneises, der heute noch hoch ist, sich den Kosten des Wassereises angleichen wird, und die oben dargelegten Vorteile des Trodeneises zu einer beträchtlichen Vereinfachung und Verbilligung der Kälteherzeugung führen werden.

Nitrierhärtung.

Eins der zahlreichsten Verfahren, die eine Härtung des Stahls zum Ziele haben, ist die vor einigen Jahren von Krupp in Essen eingeführte Nitrierhärtung. Kürzlich entdeckte nun ein französischer Forscher einen Weg, der zu einer wesentlichen Ausgestaltung des Kruppschen Verfahrens führt. Er fand nämlich, daß unter Anwendung von Hochfrequenzströmen die Nitrierung weit schneller von statten ging als bisher. Es zeigte sich, daß unter sonst gleichen Bedingungen mit Hochfrequenzströmen die Nitrierung eine fünfunddreißigmal so dicke Schicht durchdrang als ohne solche. Ähnliche Erscheinungen traten bei einer Behandlung des Stahls mit Nickel und Chrom auf. Diese beiden Metalle wurden unter dem Einfluß von elektrischen Schwingungen vom Stahl geradeso absorbiert. Die Entdeckung des Franzosen bietet die Aussicht, daß die Nitrierung bei niedrigen Temperaturen vorgenommen werden kann. Der Entdecker des neuen Verfahrens ist der Assistent Mahoux, der im Laboratorium des Conservatoire des Arts et Métiers diese Untersuchung auf Anregung des Direktors Leon Guillet von der Ecole Centrale in Paris durchführte.



Kontrolle des registrierenden Regenmessers

Engersche Hütte enthält 5 Haarhygrometer, Feuchtigkeits- und Troden thermometer, Maximum- und Minimumthermometer, 2 Syntrographen, 1 Thermograph, die wichtige Funk-

Trodeneis.

Das in Amerika bereits in riesigen Mengen gebrauchte Trodeneis beginnt jetzt auch sich in Europa durchzusetzen. Im Gegensatz zu dem bisher bei uns verwendeten Natureis und Kunsteis ist dieses „Trodeneis“ ohne jedes Wasser hergestellt und ist nichts weiter als — feste Kohlenäure.

Kohlenäure ist bei gewöhnlicher Temperatur und bei atmosphärischem Druck nur in gasförmiger Form vorhanden. Man dieses Gas, gelingt es dasselbe auch bei normaler Temperatur im flüssigen Zustand zu erhalten. In diesem Zustand wird es in den bekannten Stahlflaschen, in denen ein Druck von etwa 60 Atm. herrscht, in den Handel gebracht. Kühlt man diese flüssige Kohlenäure stark ab, so wird sie in den festen Zustand übergeführt, und bildet dann Schnee bzw. Eis, dessen Hauptmerkmal seine Trodenheit ist. Diesen Umstand hat man nun seit einigen Jahren in Amerika und neuerdings auch in Deutschland dazu benutzt, in immer steigenden Mengen Trodeneis herzustellen.

Bei der Trodeneisherstellung entspannt man die unter Druck stehende flüssige Kohlenäure in einem Ventil auf niedrigeren Druck. Dadurch verdampft der größte Teil der Kohlenäure, während der Rest, die zur Verdampfung des anderen Teils notwendige Wärme abgibt und dabei selbst zu festem Schnee erstarrt. Dieser Kohlenäure-Schnee sieht dem natürlichen Schnee sehr ähnlich, ist aber bedeutend kälter, denn er hat etwa eine Temperatur von minus 80 Grad Celsius. Man kann ihn zu Klumpen ballen oder mit einer Pressvorrichtung zu dichten Blöcken pressen. In solchen zylindrischen Blöcken kommt nun das Trodeneis meistens in den Handel.

Das Trodeneis ist außerordentlich beständig. Während Eis aus Wasser bei Raumtemperatur vom festen Zustand in den flüssigen übergeht, verfliegt das Trodeneis durch Wärme-

aufnahme ohne irgendwelche Rückstände. Dieser Eigentümlichkeit verdankt das Trodeneis auch seinen Namen. Die Vorteile, die diese Eigentümlichkeit für alle Eisverbraucher bietet, sind einleuchtend. Sie ermöglichen, kühl zu haltende Güter auf Transporten mit Trodeneis in Paketen zu verpacken, in denen die Ware während des Transportes kühl gehalten wird, ohne jedoch durch Schmelzwasser verunreinigt zu werden.

Das Trodeneis kann in billiger und leichter Umhüllung, wie in Papier oder Pappe, verpackt werden. Verdampfungsverluste werden durch entsprechende Verpackung in etwadrigen Grenzen gehalten und die gasförmig entwickelte Kohlenäure hat dabei noch die günstige Wirkung, daß sie die feste Kohlenäure einhüllt und dadurch eine allgütliche Verdampfung unterbindet. Die dadurch konzentrierende Wirkung ist besonders bei Lebensmitteltransporten von großer Wichtigkeit. Aber auch die physikalischen Vorzüge des Trodeneis gegenüber dem Wassereis sind von Wichtigkeit. Während 1 Kilogramm Wassereis beim Schmelzen 80 Kälteeinheiten abgibt, entzieht 1 Kilogramm Trodeneis beim Verdunkeln seiner Umgebung etwa 152 Kälteeinheiten. Handelt es sich darum, Temperaturen unter Null Grad zu erreichen, wie es für viele Zwecke erforderlich ist, wird diese theoretische Mehrleistung in der Praxis noch weit übertroffen. J. B. muß man für die Herstellung von Speiseeis das Wassereis durch Salzlauge auf etwa minus 18 Grad bringen. Diese Arbeitsweise ist jedoch umständlich und unsauber und die Salzlauge frist dabei die Eisenteile der Apparatur stark an. Die Kühlwirkung solcher Salzlaugegemische beträgt bei minus 18 Grad pro Kilogramm Eis nur noch 55 Kälteeinheiten, während 1 Kilogramm Trodeneis bei diesen Temperaturen noch immerhin 148 Kälteeinheiten abgeben kann. Die tiefe Temperatur des Trodeneises ermöglicht es,